

DAS MAGAZIN



Die vielen Gesichter der Armut

Dreissig Menschen erzählen,
was es heisst, in der Schweiz arm
zu sein *Seite 4*



**Von Island
bis Caliente.**

**Carte
blanche**

Mehr drin im Abo. Mit der Kundenkarte carte blanche profitieren Sie von vielen vergünstigten Angeboten. Jetzt entdecken unter carteblanche.ch



EDITORIAL / EIN HEFT ÜBER ARMUT

In den vergangenen Monaten sind wir in der ganzen Schweiz herumgereist, um mit Menschen zu sprechen, die von Armut betroffen sind. Viele von ihnen haben wir zu Hause besucht: Monika Graf, die als Zeitungsverträgerin und Reinigungskraft arbeitet, empfing uns zwischen zwei Arbeitsschichten in Weinfelden. Sonja Krstic, alleinerziehende Mutter aus Bern, lud uns ein, sie bei ihrem Einkauf zu begleiten. Josua Kleist, Maler aus Worben, erzählte uns am Küchentisch, wie sich die Armutsspirale nach seiner Krebserkrankung zu drehen begann.

Uns wurde mit jeder Begegnung etwas mehr bewusst: Armut in der Schweiz hat ganz unterschiedliche Gesichter, und sie definiert sich längst nicht nur über Geld. «Arm zu sein ist eine Höchstleistung», sagte uns die Mitarbeiterin einer NGO im Lauf der Recherche. Wenn es einen Eindruck gibt, der uns geblieben ist, dann ist es dieser.

Tatsächlich fühlen sich von Armut betroffene Menschen in unserem reichen Land ungesehen und unverstanden. Das zeigt auch ein neuer Bericht der Bewegung ATD Vierte Welt, die sich weltweit für die Überwindung von Armut einsetzt. Über vier Jahre hinweg gingen Menschen mit Armutserfahrung zusammen mit Fachleuten in zahlreichen Treffen und Videocalls der Frage nach, was es bedeutet, in der Schweiz arm zu sein. «Was Armut heisst, wird nicht von den Menschen definiert, die sie erfahren», schreiben sie. Mangelndes Wissen über die Lebensrealität Armutsbetroffener führe dazu, dass sie als Menschen angesehen werden, denen es an Geld, Fähigkeiten und Willen mangelt und die ihre Situation selbst verschuldet haben. Dass Armut oft generationenübergreifend ist oder dass das Leben in Abhängigkeit beschwerlich ist – darüber wird bei uns zu wenig geredet.

In diesem Heft porträtieren wir dreissig Menschen mit Armutserfahrung, die den Mut aufgebracht haben, sich mit Namen und Bild in der Öffentlichkeit zu zeigen. Sie stehen stellvertretend für die 1,2 Millionen Menschen in der Schweiz, die in Armut leben oder armutsgefährdet sind, und sollen ihnen eine Stimme geben.

SASCHA BRITSKO & URSINA HALLER

PS: Mit dem Thema beschäftigt sich auch der Dokfilm «Arm in der Schweiz», den der Regisseur Roger Brunner zusammen mit unserer Reporterin Sascha Britsko produziert hat. Der Film läuft am 28. März um 20.05 Uhr auf SRF 1 und ist bereits jetzt auf Play SRF zu sehen.

4 Was es heisst, in einem reichen Land arm zu sein.
VON SASCHA BRITSKO & URSINA HALLER

- 26 PHILIPP LOSER** Einkommen, die nicht lohnen
- 26 NADINE JÜRGENSEN** Männer, die Teilzeit arbeiten
- 27 RONJA FANKHAUSER** Familien, die einengen
- 28 KROGERUS & TSCHÄPPELER** Nokia, das pleiteging
- 29 CHRISTIAN SEILER** Zmorgen, die man siezen will
- 30 MAX KÜNG** Freunde, die von gestern schwärmen
- 31 TRUDY MÜLLER-BOSSHARD** Rätsel N°12, das lösbar ist



Virginia Hauptlin



Heidi Lüßy

Am Rand

Dreissig Menschen erzählen, wie es ist,
in der Schweiz arm zu sein.

PROTOKOLLE **SASCHA BRITSKO & URSINA HALLER**
BILDER **ULRIKE MEUTZNER**

VIRGINIA HAUPTLIN (36), Winterthur ZH

Mitarbeiterin in einem Sozialtreff
WOHNT allein
LEBT VON 2251 Franken, Krankenkasse wird vom Sozialamt übernommen

«Ich hatte beste Voraussetzungen für ein gutes Leben. Meine drei Schwestern, die im gleichen Elternhaus aufgewachsen sind, stehen alle super da. Aber ich hatte vor zehn Jahren einen dummen Unfall: Ich bin im Hallenbad ausgerutscht und mit dem Kopf aufgeschlagen. Dabei erlitt ich ein Schädel-Hirn-Trauma, seither habe ich schwere Migräneattacken.

Ich liege dann jeweils drei Tage flach – und bin nicht nach Plan einsetzbar bei der Arbeit. Das macht kein Chef lange mit, und so bin ich auf dem Sozialamt gelandet. Aber ich lasse mich nicht davon definieren. Ich arbeite fünfzig Prozent in einem Integrationsprojekt und träume davon, weiterzukommen.»

HEIDI LÜSSY (67), Zürich

Pensionärin, ehemalige Backoffice-Angestellte
WOHNT allein
LEBT VON 2500 Franken

«Was ich mir gönne? Kultur. Aber nur, wenn sie nicht zu viel kostet. Ich schaue immer im Internet: Wer bietet was an? Zum Beispiel die Winterreden aus dem Erkerfenster auf dem Grossmünsterplatz, da gehe ich hin. Denn ich finde, gerade wenn du arm bist, solltest du dich für Kultur interessieren. Du musst dich aufmuntern, indem du Ausstellungen besuchst, Lesungen hörst, ins Theater gehst. Du musst rausgehen und

dich mit positiven Menschen umgeben. Sonst siehst du alles nur noch negativ und tust dir selbst leid. Du darfst nicht denken: Weil ich arm bin, müssen mich die anderen hochheben. Nein, du musst dich selbst hochheben, indem du versuchst, trotzdem Sachen zu unternehmen.»

SONJA KRSTIC (38), Bern

Alleinerziehende Mutter
WOHNT mit ihren zwei Kindern

LEBT VON 1820 Franken, Miete und Krankenkasse werden vom Sozialamt übernommen

«An Weihnachten ist mir etwas Peinliches passiert. Eine Nachbarin hat mir neue Unterhosen und Trägerleibchen geschenkt. Sie hatte meine kaputte Unterwäsche in der Waschküche gesehen. Die Nachbarin

sagte: Du tust mir leid, du schaust immer nur auf deine Kinder, aber nicht auf dich selbst. Mir kamen die Tränen.»

KATARZYNA PIOTROWSKA (55), Lyss BE

Pflegefachfrau im Altersheim
WOHNT mit ihrer Tochter
LEBT VON 4000 Franken

«In meinem Beruf brauche ich Kraft wie eine Löwin. Viele der Menschen, die ich betreue, sind bettlägrig oder dement. Ich muss sie hochheben, das ist nicht gut für die Wirbelsäule. Gleichzeitig bin ich mental gefordert; wenn ich Medikamente abgebe, trage ich eine grosse Verantwortung.

Als ich vor dreizehn Jahren aus Polen in die Schweiz kam, hatten wir mehr Personal. Was wir vorher mit fünf Personen gemacht haben, machen wir jetzt mit drei oder vier. Ich kann es mir nicht leisten, weniger als achtzig Prozent zu arbeiten, obwohl das für meinen Körper ganz klar zu viel ist: 2021 bin ich an Krebs erkrankt. Drei Monate lang erhielt ich den vollen Lohn durch das Krankentaggeld, danach waren es noch sechzig Prozent. Während der zwei Jahre meiner Krankheit habe ich alle meine Reserven aufgebraucht. Meine Tochter musste die Berufsmatura

abbrechen, damit sie Vollzeit arbeiten und mehr in unsere Haushaltskasse einzahlen konnte. Ich habe Kredite aufgenommen, um Stromrechnungen zu bezahlen.

Als ich meinen Freundinnen von meiner Situation erzählt habe, waren sie schockiert. Sie sagten: Du wirst Hilfe bekommen, wir sind hier schliesslich in der Schweiz! Aber ich bin ein Beispiel dafür, dass diese Hilfe bei manchen ausbleibt. Auf dem Sozialamt sagte man mir, ich müsse mein Auto verkaufen, bevor ich Unterstützung bekomme. Dabei ist das Auto für mich kein Luxus, es ist meine Arbeitsmöglichkeit. Als ich mit Krebs im Bett lag, brauchte ich kein Auto, das stimmt. Aber als ich wieder arbeiten konnte, hätte ich ein neues kaufen müssen. Meine Schichten enden um zehn Uhr abends! Ich kann es nicht anders sagen: Das System ist krank.»

DEVIS BELMONTE (27), Ascona TI

Informatiker
WOHNT allein
LEBT VON 3900 Franken

«Die Armut lässt sich nicht einfach abschütteln.

Wenn du normal aufwächst, dann bist du mit achtzehn mit allem ausgestattet, was du für das Leben brauchst. Wenn du, so wie ich, eine Kindheit in Armut und dazu noch mit getrennten Eltern verbracht hast, hast du vielleicht fünfundzwanzig Prozent davon bekommen. Wenn ich als Kind abends heimkam, fragte mich niemand, wie es mir geht oder wie mein Tag war. Es ging immer nur um ein Thema: Geld. Woher bekommen wir das Geld für die Heizrechnung? Oder für den Füllli, den ich in der Schule brauchte?

Als ich auszog, musste ich also noch viel lernen. Zum Beispiel, mich in Sicherheit zu fühlen. Als Kind konnte ich das weder in der Schule noch zu Hause. In der Schule wusste ich nicht, wem ich vertrauen kann. Wenn es Streit mit anderen Schülern gab, wurde immer ich bestraft. Ich hatte keine Eltern, die sich für mich einsetzten, die dem Schuldirektor eine Situation erklärt hätten. Bei wohlhabenden Familien ist das anders. Als Kind verstand ich noch nicht, dass das eine verbreitete Dynamik ist: Reiche können sich in jeder Hinsicht mehr leisten als Arme.

Ich fühlte mich in der Schule abgelehnt. Und zu Hause wurde ich von meinen Eltern abgelehnt. Das ist nicht spurlos an mir vorbeigegangen. Ich leide an



Katarzyna Piotrowska



Devis Belmonte



Sonja Krstic

DAS MAGAZIN N°12 — 2024

DAS MAGAZIN N°12 — 2024



Scannen Sie mit Ihrer Smartphonekamera den QR-Code, um unsere Videoreportage mit Sonja Krstic zu sehen.



Sandra Brühlmann



Niklaus Talman

DAS MAGAZIN N°12 — 2024

DAS MAGAZIN N°12 — 2024

einer Essstörung, und diese steht in direktem Zusammenhang mit der Armut. Man muss sich das etwas vorstellen wie bei den Höhlenmenschen: Wenn du nicht immer Nahrung zur Verfügung hast, isst du auf Vorrat, sobald du kannst. Mir ist die moderne Version davon passiert. Wenn ich die Möglichkeit hatte, ass ich drei Portionen auf einmal. Und dann gab es wieder tagelang nur eine Flasche Coca-Cola und Cracker zum Abendessen.

Als Jugendlicher wirkte sich die Armut zudem auf mein Sozialleben aus: Wenn du kein Geld hast, um auszugehen, und du deinen Freunden deshalb immer wieder absagst, laden sie dich irgendwann nicht mehr ein. Irgendwann hockst du nur noch zu Hause. Das hat mich in eine tiefe psychische Krise gestürzt. Ich war an einem Ort, der so dunkel war, dass ich heute vermutlich nicht mehr hier sein würde, hätte ich mir nicht im letzten Moment Hilfe geholt.

Als ich am Tiefpunkt war, schrieb ich dem Sozialdienst eine Mail und schilderte meine Situation. Nach fünf Minuten bekam ich eine Antwort, und ich bin

noch am selben Tag auf dem Amt vorbeigegangen. Dann haben wir drei Stunden lang geredet, über finanzielle und psychiatrische Hilfe.

Das möchte ich anderen jungen Menschen mitgeben, die unter ähnlichen Bedingungen aufwachsen wie ich: Holt euch Hilfe. Ich weiss, dass das für Armutsbetroffene nicht einfach ist, gerade im Tessin, wo jeder jeden kennt, ist die Scham gross. Aber man muss immer im Hinterkopf haben, dass es nur temporär ist, eine Starthilfe.

Mit der Unterstützung meiner Sozialarbeiterin habe ich es geschafft, auf eigenen Beinen zu stehen. Ich habe das Informatikstudium mit Bestnote abgeschlossen und seit Oktober arbeite ich als System Engineer. Früher hatte ich nach den fixen Ausgaben monatlich nur etwa 100 Franken zum Leben, jetzt habe ich jede Woche so viel, und ich fühle mich besser, weil ich weiss, dass ich das verdient habe.

Ich habe das Gefühl, dass ich nun endlich atmen kann. Es geht nicht mehr nur ums Überleben – ich habe angefangen zu leben.»

SANDRA BRÜHLMANN (40), Zürich

«Surprise»-Stadtführerin

WOHNT allein

LEBT VON 600 bis 1200 Franken, Miete und Krankenkasse werden von der IV übernommen

«Ich lebe in einem Haus, das vor ein paar Jahren eigentlich abgebrochen werden sollte. Alles ist alt, und es hat sogar schon geregnet. Plötzlich tropfte Wasser von der Decke, und jetzt hat es immer noch

einen riesigen Fleck an diesem Ort. Ich würde gerne zügeln, aber bei der aktuellen Wohnungsnot ist das schwierig. Dabei ist das Zuhause für mich sehr wichtig: Als IV-Bezügerin bin ich viel daheim.»

NIKLAUS TALMAN (56), Ueberstorf FR

Schauspieler und Regisseur

WOHNT mit seiner Frau und zwei Kindern

LEBT VON 0 bis 5000 Franken

«Es braucht wahnsinnig viel, bis wir Schauspieler nicht auf die Bühne gehen. Ich habe schon mit Magendarmgrippe und 40 Grad Fieber gespielt, denn eine Vorstellung abzusagen ist keine Option.

Ich kann die Zuschauer nicht nach Hause schicken, und ich verdiene nur, wenn ich auftrete. Oder wenn ich vom Kanton einen Schaffensbeitrag für ein Theaterprojekt bekomme. Dann muss ich gut budgetieren: Dieses Geld muss für viele Monate reichen, und ich weiss nie, wann wieder etwas reinkommt. Kein regelmässiges Einkommen zu haben bedeutet ein ständiges Auf und Ab. Das musst du aushalten können.

Und es bedeutet, dass du ständig arbeitest: Mit dem Schreiben der Stücke und der Anträge, Proben und Auftritten arbeite ich jeden Tag zwölf bis vierzehn Stunden. Würde ich meinen Stundenlohn aus-

rechnen, käme ich auf einen lächerlichen Betrag. Was man dabei nicht vergessen darf: Die Schauspielerei ist ein Beruf – ein Handwerk, das man über viele Jahre lernt und von dem man in einem Land wie der Schweiz eigentlich leben können sollte.»

RENATE WILD (55), Bischofszell TG

Reinigungskraft
WOHNT allein
LEBT VON 2300 Franken

«Vor ein paar Monaten habe ich mir vier Zähne selbst gezogen. Ich hatte eine Entzündung am Zahnfleisch und ein Zahn nach dem anderen wurde locker. Sie wackelten, wenn ich mit der Zunge dagegen stiess, und irgendwann griff ich zu und zog sie einfach raus.

Ich hätte natürlich zum Zahnarzt gehen sollen – aber was hätte das denn gekostet? Ich habe dieses Geld nicht. Irgendwann bin ich mit zusammengepressten Lippen zur Caritas, die mir die Zahnbehandlung vorläufig bezahlt hat.»

ANDRÉ HEBEISEN (53), Bern

Zeitungsverträge, «Surprise»-Verkäufer
WOHNT in einer begleiteten WG
LEBT VON 700 Franken, Miete und Krankenkasse werden vom Sozialamt übernommen

«Ich arbeitete sechzehn Jahre in einem der grössten Bauunternehmen der Schweiz. Am Schluss war ich Abteilungsleiter, hatte fünfzig Personen unter mir und verdiente richtig gut. Aber meine Tage waren endslang. Ich lebte für die Bütz und ging auch an den Wochenenden in die Bude. Das Telefon nahm ich immer ab, auch abends um zehn. Ich merkte nicht, dass mir das über den Kopf wuchs. Ich rutschte in ein Burn-out und versuchte, die Situation mit Alkohol abzufedern. Aber als Alkoholiker bist du zum Scheitern verurteilt. Unter zwei Promille ging bei mir gar nichts

mehr. Ich wurde nervös, zitterte und wurde von meinen Ängsten überrollt. Mein Chef hat mich zum Teufel gejagt und ich landete zuerst beim RAV und dann auf dem Sozialamt.

Ich musste lernen, mit sehr wenig auszukommen. Ich ging die Automaten oder die WCs am Bahnhof durch und schaute, ob jemand Geld liegen gelassen hatte.

Jetzt bin ich seit neun Jahren trocken, und es geht mir besser. Aber ein Franken ist für mich immer noch zwei Franken wert.»

CHRISTIAN VUKASOVIC (49), Biel BE

Engagiert in der Politik, aktiv bei der Bewegung ATD Vierte Welt
WOHNT allein
LEBT VON 1087 Franken, Miete und Krankenkasse werden vom Sozialamt übernommen

«Ich kandidiere zum dritten Mal für den Bieler Stadtrat, weil ich beweisen will, dass man auch als armutsbetroffene Person etwas bewegen kann. Denn wenn man arm ist, wird man automatisch in einer Opferrolle gesehen, und ich will da raus. Meine Botschaft: Das Geld ist für uns Armutsbetroffene nicht das grösste Problem. Schlimmer ist, dass man uns nicht auf Augenhöhe begegnet.

Was ich damit meine: Wenn ich Bus fahre, muss ich zum Beispiel so tun, als würde ich zur Arbeit fahren. Ich muss eine Rolle spielen, weil es mir Energie raubt, wenn ich spüre, dass die Leute auf mich herabblicken, weil ich in ihren Augen kein funktionierendes Mitglied der Leistungsgesellschaft bin.

Dass Stigmatisierung ein Problem für Armutsbetroffene in der Schweiz ist, zeigt übrigens auch der neuste Bericht von ATD Vierte Welt auf, an dem ich

als Co-Forschender drei Jahre lang mitgearbeitet habe.

Als Stadtrat würde ich mich unter anderem dafür einsetzen, dass Armutsbetroffene auf Gemeinde- und Kantonsebene besser gehört werden. Denn es gibt zwar viele Angebote, aber die Unterstützung ist wenig koordiniert. Es gibt keine Stelle, die sagt: Wir machen das ganze Paket und geben der Person die gesamtheitliche Hilfe, die sie braucht, um ein würdiges Leben führen zu können.

Das ist vor allem für Kinder und Jugendliche schlimm. Das Risiko, dass sich die Geschichte wiederholt, ist immer noch hoch – Kinder, die arm aufgewachsen sind, leben später oft auch arm. So wie ich.»



André Hebeisen



Renate Wild



Christian Vukasovic



Josua Kleist



Francesca Licciano



Mariam Mansour

MARIAM MANSOUR (40), Mels SG

Arabischlehrerin
WOHNT mit ihrem Mann und drei Kindern
LEBT VON 4800 Franken

«Als der Krieg in Syrien anfang, machten wir es wie alle Familien in unserer Nachbarschaft: Wir packten einen Koffer mit den wichtigsten Dokumenten und einen mit Kleidern für die Kinder. In der Nacht, wenn die Bomben fielen, konnten wir so möglichst schnell aus dem Haus fliehen. Sobald die Explosionen vorbei waren, kehrten wir jeweils nach Hause zurück.

Mein Mann und ich besaßen ein Haus, unser Schlafzimmer hatten wir mit richtig teuren Möbeln eingerichtet. Wir dachten, wir würden unser ganzes Leben dort schlafen! Und wir dachten auch, dass wir bald wieder zurückkehren würden, als wir unser Haus vor elf Jahren während eines Bombenalarms endgültig verliessen. Aber die ganze Stadt war gesperrt, wir konnten nicht zurück. Unser Haus wurde geplündert, alle unsere Möbel wurden auf dem Markt

verkauft. Auch unser Ersparnis war weg. In Syrien kann man den Banken nicht trauen, deshalb bewahrten wir alles zu Hause auf.

Als wir vor neun Jahren in die Schweiz kamen, hatten wir nichts. Mein Mann hat schnell Arbeit als Bäcker gefunden, und ich gebe abends Arabischkurse. Aber das Geld ist knapp, sehr knapp.

Meinen drei Kindern sage ich immer: Ich will euch alles geben, was ihr wollt, aber ich kann nicht. Wenn sie sich etwas wünschen, neue Schuhe zum Beispiel, dann müssen sie es mir möglichst früh sagen. Dann lege ich jeden Monat zehn, zwanzig Franken auf die Seite.

Es ist nicht einfach, wenn man ein gutes Leben hatte und dann noch einmal von vorne anfangen muss. Aber wir haben Geduld.»

FRANCESCA LICCIANO (74), Luzern

Pensionärin, ehemalige Kassiererin bei McDonald's
WOHNT mit ihrem Hund
LEBT VON 3019 Franken

«Ich bin eigentlich eine Frohnatur, ich sehe immer das Positive. Aber ich muss sagen: Unter der Einsamkeit leide ich. Vor allem an den Wochenenden, am Sonntag am allermeisten. Ich wünsche mir ein paar gute Freunde, mit denen ich mich verbunden fühle

und mit denen ich lachen kann. Zusammen ausgehen, etwas trinken, das wäre schön.

Aber stattdessen sitze ich daheim, oder ich gehe mit meinem Hund spazieren.»

JOSUA KLEIST (62), Worben BE

Maler
WOHNT mit seiner Partnerin
LEBT VON 1277 Franken, Krankenkasse wird vom Sozialamt übernommen

«Wenn ich durch die Gegend fahre und Fassaden sehe, die ich gemalt habe, freue ich mich. Ich war jahrelang Maler und stolz darauf, dass ich ohne Hilfe des Staates leben konnte. Ich war selbstständig und bezog nicht einmal Kinderzulagen für meine vier Kinder. Seit einem halben Jahr aber ist alles anders: Bei mir wurde Blasenkrebs diagnostiziert. Nun bin ich ein Sozialfall und kann es nur schwer akzeptieren.

Was ich gemerkt habe: Es macht viel aus, wie einem auf den Ämtern begegnet wird. Beim Sozialamt kam ich mir vor wie ein «Fall». Ich bekam einen eingeschriebenen Brief, in dem hiess es: Nächste Woche haben sie dann und dann einen Termin, bis am Freitag müssen sie das und das einreichen, und wenn

sie dem nicht nachkommen, dann haben sie kein Anrecht auf Unterstützung. Das machte mir Angst. Es hätte ja sein können, dass ich im Spital bin. Ich war so fertig, dass meine Partnerin alles für mich ausfüllen musste.

Letzte Woche hatte ich dagegen ein Erstgespräch für den IV-Antrag, und der Betreuer hat mich richtig aufgestellt. Wir hatten während des Gesprächs lange Augenkontakt, und es entstand eine Art Vertrauen. Er gab mir zu spüren, dass er mir helfen will.»

RITA WHITE (57), Pratteln BL

Angestellte in einem Logistikbetrieb
WOHNT mit ihrem Sohn
LEBT VON 2860 Franken

«Es ist der 29. Januar, und ich habe noch null Franken. Es ist traurig, aber mein siebenundzwanzigjähriger Sohn muss für mich einkaufen, bis bei mir wieder etwas reinkommt. Meine Existenz wackelt. Ich habe mein Leben lang als Zollbeamtin gearbeitet. Auf die letzten Jahre hin wollte ich etwas anderes machen und habe ein Café eröffnet. So begann der ganze Senf. Es fing an mit einem Wasserschaden, zudem hat mich ein Geschäftspartner hintergangen. Ich habe 122'000 Franken investiert und musste am

Schluss Konkurs anmelden. Seither stecke ich in den Schulden: Mein Lohn beträgt eigentlich 6000 Franken, aber er wird jeden Monat auf das Minimum gepfändet. Die laufenden Kosten kann ich nicht decken. Mein grösstes Sorgenkind ist die Krankenkasse, da komme ich nicht nach mit den Zahlungen.
Das Schlimmste ist, dass auch mein Sohn hineingezogen wird. Inzwischen ist auch er verschuldet, und wir müssen uns jeden Monat die gleiche Frage stellen: Wie schaffen wir das?»

HANS PETER MEIER (65), Zürich

«Surprise»-Verkäufer und -Stadtführer
WOHNT allein
LEBT VON 1500 bis 2000 Franken

«Ich habe über zwanzig Jahre in der IT-Branche gearbeitet und hatte nie Probleme, einen Job zu finden. Aber dann kam die Dotcom-Krise, viele Tech-Unternehmen gingen pleite, und ich wurde arbeitslos. Ich machte mir erst mal keine Sorgen – ich dachte, ich würde problemlos wieder eine Anstellung finden. Aber ich landete auf der Strasse und wusste nicht einmal, wo ich hingehen muss, um Essen zu bekommen. Zwei Wochen ass ich praktisch nichts. Mit der Zeit kannte ich mich besser aus, wusste, wo ich mir helfen

lassen kann. Aber ich merkte, dass ich so schnell wie möglich wegmuss von der Strasse. Die Leute um mich herum sahen keine Zukunft. Wir redeten nur darüber, was alles schief läuft auf dem Planeten. Dieser negative Input zog mich immer mehr runter. Heute bin ich «Surprise»-Verkäufer und lebe in einem Zimmer in Zürich. Ich wohne seit siebzehn Jahren dort, kürzlich wurde die Miete von 600 auf 750 Franken erhöht. Aber ich sage mir: Nicht nur das Negative sehen – dafür hatte ich vorher all die Jahre Ruhe.»

JAN PAUL MUTH (66), kein Wohnort

Rentner, ehemaliger Logistiker
WOHNT allein
LEBT VON 1600 Franken

«Ich lebe seit acht Jahren in einem Auto. Die vom Sozialamt sind mir regelrecht hinterhergerannt, weil sie meinten, ich brauche eine feste Adresse. Nun haben sie es geschafft: Ich ziehe demnächst in eine

Wohnung. Ich halte das eigentlich nicht für nötig, aber auf einen Luxus freue ich mich: die Keramik mit dem Knöpfchen – die Toilette.»

MONIKA GRAF (52), Weinfelden TG

Zeitungsverträgerin, Reinigungskraft
WOHNT allein
LEBT VON 1700 bis 3500 Franken

«Existenzängste plagen mich schon ewig. Meine zwei Kinder habe ich alleine mit 2300 Franken im Monat



Rita White



Jan Paul Muth



Hans Peter Meier



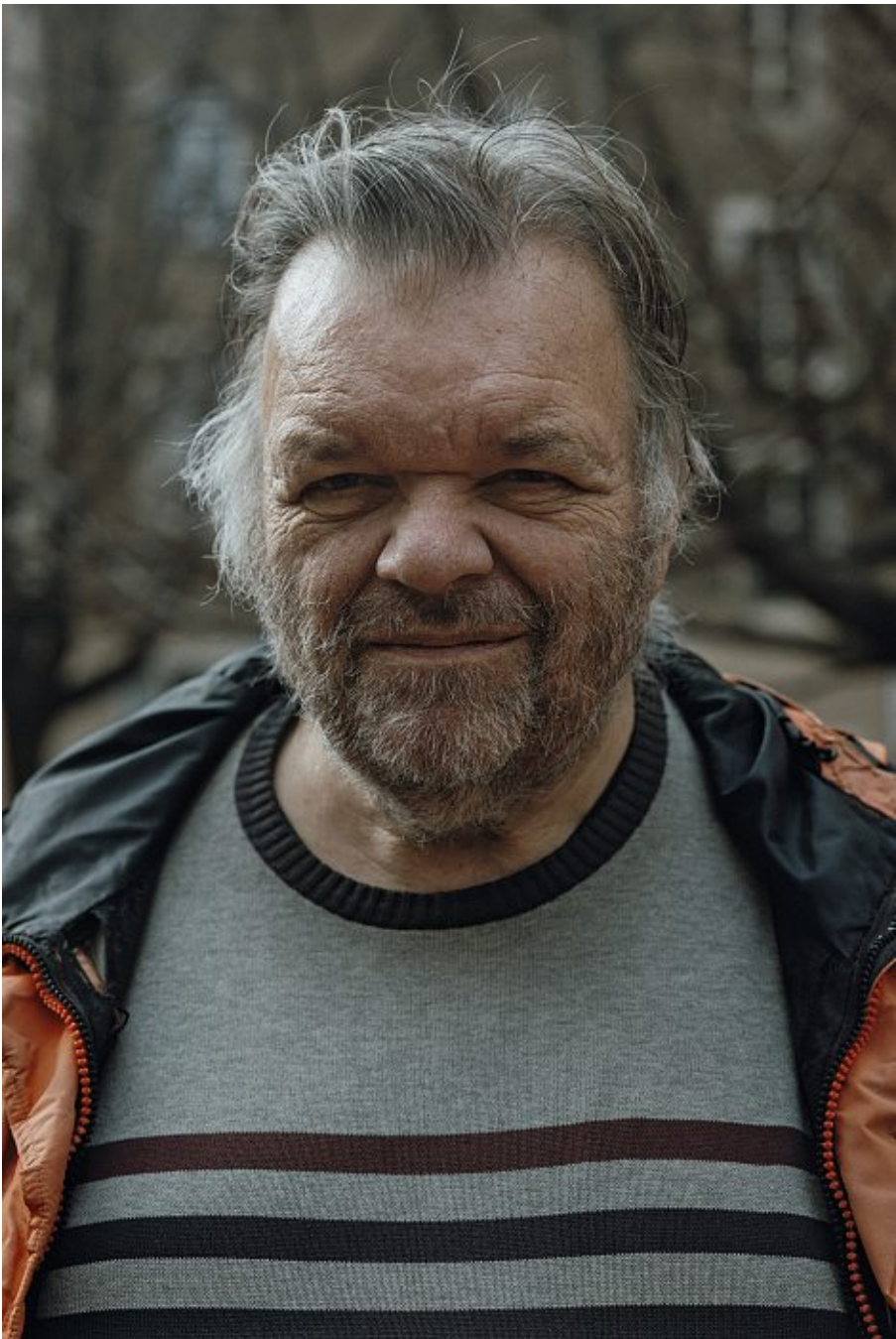
Monika Graf



Arash Vasli



Carmine Marrazzo



Olivier Rey

DAS MAGAZIN N°12 — 2024

DAS MAGAZIN N°12 — 2024

grossgezogen. Jetzt stehe ich an sechs Tagen in der Woche um vier Uhr morgens auf und trage Zeitungen und Werbung aus. Ich komme heim, trinke einen Kaffee und lege mich kurz hin. Am Nachmittag arbeite ich als Reinigungskraft in einer Berufsschule. Ich putze dort seit siebzehn Jahren – und werde auf Stundenbasis bezahlt.

ARASH VASLI (47), Genf

Literaturprofessor

WOHNT mit seiner Frau und Tochter

LEBT VON 1013 Franken, Miete und Krankenkasse werden vom Sozialamt übernommen

«Ich bin vor zwei Jahren in die Schweiz gekommen, seither wohnen meine Frau, meine Tochter und ich in einer Asylunterkunft. Wir sind aus dem Iran geflohen, weil unser Leben dort bedroht war. Ich arbeitete als Professor für iranische Literatur und als Fotograf, wir genossen einen gewissen wirtschaftlichen Komfort, und ich erhielt intellektuelle Anerkennung. Hier werden die Grundbedürfnisse meiner Familie gedeckt, aber das ist auch schon alles.

Meine sechsjährige Tochter versteht nicht, warum sie ihre Kleidung nicht wie ihre Klassenkamera-

Für mich bedeutet das: Wenn Feiertage oder Schulferien sind, habe ich keinen Lohn. Ich studiere permanent, wie es weitergeht, und frage mich, wie meine Zukunft aussieht. Schlafen kann ich schon lange nicht mehr. Abschalten kann ich nur, wenn der FC St. Gallen spielt. Dann kann ich für neunzig Minuten an etwas anderes denken.»

dinnen selbst aussuchen kann. Manchmal, um ihr eine Freude zu machen, gehe ich mit ihr zur Fast-Food-Kette KFC. Aber ich bestelle nur eine Mahlzeit für sie, ich selbst esse nichts.

Ich weiss nicht, was morgen sein wird. Seit zwei Jahren warte ich nun auf die Entscheidung des Staatssekretariats für Migration, das mir entweder eine B-Bewilligung erteilen oder mich ausweisen könnte. Das Einzige, was mich am Leben hält, ist das Wissen, dass meine Frau und meine Tochter hier ausser Gefahr sind.»

OLIVIER REY (63) Genf

Pensionär, ehemaliger Zollbeamter

WOHNT allein

LEBT VON 2900 Franken

«Ich war vierundfünfzig Jahre alt, als ich entlassen wurde. Während zwei Jahren habe ich Bewerbungen verschickt, ohne jemals ein Vorstellungsgespräch zu bekommen. Dann landete ich beim Hospice général, dem Sozialamt in Genf. Ich habe neun Wiedereingliederungsmassnahmen durchlaufen, alle ohne Erfolg. Seit einem Jahr bin ich offiziell pensioniert und fühle mich endlich besser. Ich habe nicht mehr diesen täglichen Druck, eine Arbeit suchen zu müssen, obwohl mich sowieso niemand einstellen will. Wenn man

prekär lebt, ist der Alltag kompliziert, und es gibt nur selten ein Extra: Les petits luxes sont rares.

Am schwersten zu ertragen sind jedoch die Blicke der Menschen. Auch ohne dass sie mich anschauen, spüre ich, dass sie mich verurteilen. Ich trage keine neuen Kleider, und mein Bart und meine Haare sind nicht frisch geschnitten. Letzte Woche wurde ich sogar aus einem Fast-Food-Restaurant geworfen, weil sich Kunden über meine Anwesenheit beschwert hatten. Niemand verdient diese Verachtung.»

CARMINE MARRAZZO (37), Elgg ZH

Kaufmännischer Sachbearbeiter

WOHNT bei seiner Mutter

LEBT VON 4300 Franken

«Ich habe einen guten Lohn. Heute. Seit einem Jahr arbeite ich in einem Achtzig-Prozent-Pensum im Altersheim am Empfang und kann gut davon leben. Davor habe ich aber fünfzehn Jahre lang nicht arbeiten können. Ich habe eine angeborene Gehbehinde-

rung, meine Hüfte ist schräg. Ich hatte dreissig Operationen, bis ich mir schlussendlich mit sechsundzwanzig Jahren einen Teil meines Fusses amputieren

liess. Ich litt mein Leben lang unter chronischen Schmerzen und bin durch die Hölle gegangen, das kann man wirklich so sagen.

Während dieser Jahre lebte ich von 1540 Franken IV-Rente, dazu kamen 300 Franken Ergänzungsleistungen. Wäre da nicht die «südtaliesenische Fürsorge» meiner Eltern, wäre ich auf der Strasse gelandet. Sie liessen mich bei sich wohnen und gaben mir Geld, wenn es nicht reichte. Ich versuchte aber, mit dem Geld der IV auszukommen, ich wollte nicht bei meinen Eltern Betteln gehen.

Dank der KulturLegi der Caritas habe ich viele Vergünstigungen bekommen. Diese Legi hat mich gerettet. Sie hat mein Interesse geweckt, wieder ein Teil der Gesellschaft zu sein und mich weiterzubilden. Ich fing an, ins Theater zu gehen und Japanisch zu lernen. In dieser Zeit lernte ich auch, mit wenig

Geld umzugehen. Einige Tricks wende ich noch heute an. Zum Beispiel Excel-Listen. Früher verglich ich in diesen Listen, in welchem Parkhaus ich am wenigsten Gebühren bezahlen muss. Heute schreibe ich mir dort einfach jede Rechnung auf.

Am Zahltag gehe ich zur Bank und hebe diverse Noten ab, die ich auf dreissig Couverts verteile. Jedes Couvert steht für eine Rechnung, die bald kommen wird. Ich bin so stolz, wenn ich eine offene Rechnung sofort begleichen kann. Bis zu meinem Tod werde ich dieses System weiterführen. Es gibt mir Sicherheit. Ich habe grosse Angst, dass ich irgendwann meinen Job verliere und wieder prekär leben muss. Diese Woche war ich das erste Mal im Leben dreimal in Folge auswärts essen. Obwohl ich es mir jetzt leisten kann, macht mir schon der Gedanke an diese Tatsache Bauchweh.»

PETER BOLLER (62), Zürich

Maschinist
WOHNT mit seiner Hündin
LEBT VON 986 Franken, Miete und Krankenkasse werden vom Sozialamt übernommen

«Ich hatte noch nie eine feste Wohnung, seit ich in Zürich wohne. Seit zwanzig Jahren bin ich immer Untermieter oder in befristeten Wohnungen. Vor einem Jahr musste ich aus meiner letzten Bleibe raus. Der Block wurde saniert, und die Miete hätte ich mir danach nicht mehr leisten können. Seither habe ich nichts mehr gefunden.

Ich lebe jetzt in der Notwohnsiedlung von Pfarrer Sieber in Zürich Affoltern. Das sind so Holzbaracken, die extra für Menschen aufgestellt worden sind, die auf der Strasse landen würden. Siebenundzwanzig Personen wohnen da. Ich habe ein eigenes Zimmer, teile mir das Bad und die Küche aber zusammen mit zwei anderen. Das Sozialamt bezahlt für mich die Miete und die Krankenkasse. Das nervt mich, weil ich einst wirklich einen guten Lohn hatte. Ich arbeitete mein Leben lang als Maschinist im Gartenbau, Stras-

senbau und Gleisbau. Solche Geräte unter dem Arsch zu haben, das war ein wunderbarer Job.

Eines Tages hatte ich einen Unfall und verlor in zwei Fingern das Gefühl. Seither habe ich keinen Job mehr gefunden. Ich war zweiundvierzig Jahre alt, von da an ging es bergab. Heute stehe ich jeden Morgen auf und schaue mir als Erstes die Wohnungsinserate an. Bei zwanzig Bewerbungen bekomme ich zwei Einladungen zu einer Besichtigung. Ich weiss nicht, woran es liegt. Das Sozialamt ist doch eigentlich ein verlässlicher Mieter? Vielleicht ist meine Hündin Senta das Problem. Die meisten Verwaltungen erlauben keine Haustiere. Aber ich würde Senta nie weggeben. Sie ist meine Partnerin. Vor ein paar Jahren erlitt ich einen Schlaganfall. Senta hat es gemerkt und mich so lange in einen Nerv gebissen, bis ich wieder zu mir kam. Sie rettete mir das Leben.»

CLAUDIA SCHWARZ FARHAT (50), Zürich

Sozialversicherungsfachfrau
WOHNT mit ihren zwei Kindern
LEBT von 4500 Franken

«Ich fühle mich erst seit dem dritten Kind so richtig arm – also was die Finanzen angeht. Danach konnte ich nicht mehr das nötige Arbeitspensum leisten und krebste immer um das Existenzminimum rum. Mir war aber immer wichtig, ohne Sozialhilfe über die Runden zu kommen.

In meinem Leben ist vieles fremdbestimmt. Alle drei meiner Kinder haben ein Gebrechen: Lungenkrankheit, Herzrhythmusstörungen, Wachstumsstörungen, ADHS. Immer wenn ich das Gefühl hatte, über den Berg zu sein, kam wieder etwas dazu. Meine Tochter ist seit kurzem unter der Woche in einer betreuten Wohneinrichtung. Weil ich mich daran finanziell beteiligen muss, bleibt mir selbst wieder nicht



Claudia Schwarz Farhat



Peter Boller



Beatrice Weidmann



Vian Tobal

viel mehr als das Existenzminimum. Da ich niemandem auf der Tasche liegen möchte, lebe ich mit meinen anderen zwei Kindern in einer 3,5-Zimmer-Wohnung. Mein Wohnzimmer ist Schlaf-, Arbeits- und Esszimmer in einem. Ich sehe es als Probewohnen für meinen Traum: ein Tinyhouse.

Viele Bekannte verstehen nicht, wie ich trotz meiner Situation so positiv bleiben kann. Klar, ich

habe keine dritte Säule, ich habe auch keinen Franken auf dem Sparkonto. Aber ich bin zufrieden und lebe nach dem Motto: Das Beste im Leben ist kostenlos. Ich habe zudem viel weniger Stress als andere, muss nicht überlegen, wohin ich als Nächstes in die Ferien fahren soll. Und ich habe keine Termine bei der Kosmetikerin.»

BEATRICE WEIDMANN (59), Stäfa ZH

Empfang und Sekretariat
WOHNT mit einer Mitbewohnerin
LEBT VON 3200 Franken

«Ich bin dankbar dafür, dass ich noch hier bin, nachdem, was mit meiner Tochter passiert ist. Sie starb 2018. Sie litt an Magersucht und hat sich das Leben genommen. Danach konnte ich zwei Jahre lang nicht denken, nicht arbeiten. Gar nichts.

Ich habe mir unglaubliche Vorwürfe gemacht. Aber in Gesprächen konnte ich den Verlust verarbeiten. Da habe ich gespürt, dass meine Tochter mir ein «Päckli» hinterlassen hat. Eine Aufgabe. Darum habe ich Mein-Herz-Projekt gegründet. Heute arbeite ich einen Tag pro Woche selbstständig in der Prävention. Ich besuche Schulen und rede offen über meinen Verlust und das Thema Magersucht.

Die restlichen Tage arbeite ich sechzig Prozent in einem Alterszentrum am Empfang. Ich kann es mir nicht leisten, eine eigene Wohnung zu haben, darum wohne ich in einer Wohngemeinschaft. Meine Kleider kaufe ich in den Caritas-Läden, für das ZVV-Abo lege ich jeden Monat einen Batzen auf die Seite. Ich lebe sehr bescheiden, ohne Fernseher, Auto oder sonstigen Luxus.

Mich stresst einzig der Gedanke, dass es mir nach der Pension finanziell wahrscheinlich noch schlechter gehen wird. Aber ich habe gesehen, dass es immer einen Weg gibt. Ich war schon mal an einem Tiefpunkt – und bin doch wieder zurückgekehrt.»

VIAN TOBAL (21), Binningen BL

Lehre als Bankangestellte
WOHNT mit ihren Eltern und ihrem Bruder
LEBT VON 2000 Franken

«Ich hätte nie gedacht, dass ich mal in einer Bank arbeiten werde. Ich bin sehr schlecht in Mathe, grotenschlecht. Aber als ich ein Praktikum in der Psychiatrie machte, fing ich an, die kaufmännischen Aufgaben zu übernehmen, und habe gemerkt, dass ich das gerne mache. Eigentlich mache ich das schon, seit ich klein war: Meine Eltern flüchteten 2009 aus Syrien in die Schweiz und konnten kein Deutsch. Ich hingegen habe die Sprache sehr schnell gelernt und bald die administrativen Aufgaben zu Hause übernommen.

Mit elf Jahren füllte ich Bewerbungsformulare für Wohnungen aus. Vier Jahre lang suchten wir nach einer Wohnung. Weil wir damals von der Sozialhilfe abhängig waren, erhielten wir nur Absagen. Das Traurige war, dass meine Eltern nicht einmal den Absagebrief verstanden. Das einzige Wort, das sie kannten, war *leider*. Immer wenn sie es in einem Brief fanden, sagten sie: «Es ist wieder ein *leider* gekommen.»

Jetzt haben wir eine schöne Wohnung und ein Auto. Aber wenn die Steuern oder die Prämien kom-

men, erschüttert das jedes Mal das Familienbudget. Damit es reicht, bezahle ich mit meinem Lehrlingslohn die Hälfte der Prämien für die ganze Familie.»

EVA FURRER (58), Langenbruck BL

Küchenhilfe in Kita
WOHNT allein
LEBT VON 1650 Franken

«Im Juli habe ich meinen Job verloren. Mitarbeitende hatten sich über mich beschwert, und ich wurde sofort freigestellt. Dabei wusste ich überhaupt nicht, dass es ein Problem mit mir gibt. Drei Jahre lang arbeitete ich in dieser Kita-Küche. Ich war vierzig Prozent angestellt, 3 Stunden und 33 Minuten musste ich pro Tag arbeiten. Aber mein Arbeitsweg war in etwa gleich lang wie mein Arbeitspensum. Ich pendelte 1,5 Stunden hin und 1,5 Stunden zurück. Trotzdem habe ich es gerne gemacht. Psychisch hat mich diese Entlassung völlig aus der Bahn geworfen. Ich

nehme Psychopharmaka und Morphinum, damit ich funktionieren kann. Ich bin nicht der Typ, der nichts arbeitet. Aber jetzt bin ich achtundfünfzig, habe zwei Rückenoperationen hinter mir, fünf Bandscheibenvorfälle und Arthrose im ganzen Körper. Ich weiss, dass ich aufs Sozialamt müsste, aber ich hab keine Lust, mich so abschätzig behandeln zu lassen. Die Krankenkasse kann ich seit sechs Monaten nicht mehr bezahlen. Ich öffne die Briefe nicht mal mehr. Ich hab mich ausgeklinkt und wurstle mich nur noch durch.»

SANDRA BIEG (53), Untervaz GR

Reinigungskraft
WOHNT mit ihrem Sohn
LEBT VON 2700 Franken

«Früher ging ich oft zur Lebensmittelhilfe Tischlein deck dich. Seit die Ukrainegefährtinge da sind, gibt es dort kaum genug Essen für alle. Manchmal hats nicht einmal mehr Herdöpfel, wenn ich nach der Arbeit etwas abholen will. Ich lebe vom Sozialamt, aber gehe trotzdem noch im Stundenlohn putzen. Es ist nicht so, dass ich deswegen mehr Geld hätte: Jeder Franken geht direkt ans Sozialamt.

Als ich mit vierzig Jahren ungeplant schwanger wurde, verlor ich meinen Job als Kauffrau. Ich war plötzlich alleinerziehende Mutter und konnte nicht

mehr Vollzeit arbeiten. Die Spirale fing an, sich zu drehen, seither komme ich nicht mehr raus. Die traurige Wahrheit ist, dass das wohl für immer so bleiben wird. Schon heute muss ich bei einer ungeplanten Rechnung nach Stiftungen suchen, die sie übernehmen können. Aber die haben oft so viele Anfragen, dass das Budget schnell ausgeschöpft ist. Der einzige Luxus, den ich habe, ist ein kleiner Garten, für den ich 25 Franken im Jahr bezahle. Dort können mein Sohn und ich die Seele baumeln lassen.»

RENÉ BURGER (64), Riehen BS

Pensionär, ehemaliger Bauberater
WOHNT mit seinen zwei Hündinnen
LEBT VON 2589 Franken

«Es heisst, in Riehen wohnen die Reichen. Aber ich wohne mit meinen zwei Hündinnen in den «Slums» von Riehen. Praktisch die ganze AHV geht für die Miete drauf. Die Ergänzungsleistungen ermöglichen mir ein bescheidenes Leben, mir bleiben 15 Franken pro Tag. Das Schlimmste ist aber die Einsamkeit. Ich hatte mal eine Fernbeziehung, die zerbrochen ist, weil meine Partnerin immer zu mir kommen musste. Ich habe ja kein Geld für den Zug. Dass ich nichts zu dieser Beziehung beitragen konnte, belastete mein Herz und meine Seele.

Auswärts essen liegt auch nicht drin. Ein Kaffee in der Beiz kostet 3.90 Franken. Das gönne ich mir einmal alle zwei Wochen, wenn ich beim Einkauf gute, reduzierte Produkte erwische habe.

Es ist schwierig, jemanden zu finden, der diese Situation versteht. Ich habe auch viele Freunde deswegen verloren. Einzig meine Hunde machen mir die Einsamkeit etwas erträglicher. Damit Menschen in einer ähnlichen Situation an Weihnachten nicht alleine sind, organisiere ich jedes Jahr ein Weihnachtsessen für Einsame.»



Sandra Bieg



Eva Furrer



René Burger

«DAS MAGAZIN»
ist die wöchentliche Beilage
des «TAGES-ANZEIGER»,
der «BASLER ZEITUNG»,
der «BERNER ZEITUNG» und
von «DER BUND»

HERAUSGEBERIN

Tamedia Publikationen
Deutschschweiz AG, Werdstrasse 21,
8004 Zürich
Verleger: Pietro Supino

REDAKTION Das Magazin

Werdstrasse 21, Postfach, 8021 Zürich
Telefon 044 248 41 11
E-Mail: redaktion@dasmagazin.ch

Chefredaktion:

Bruno Ziauddin,
Barbara Achermann
(Stv. Chefredaktorin)

Redaktion:

Sven Behrisch,
Mikael Krogerus, Nina Kunz

Artdirektion:

Nathan Aebi

Bildredaktion:

Carmen Brunner,
Maria Leutner

Abschlussredaktion:

Severin Bruttin

Redaktionelle Mitarbeit:

Sascha Britsko, Anja Konzett,
Christof Gertsch, Ursina Haller,
Max Küng, Trudy Müller-Bosshard,
Christian Seiler

Honorar:

Marina Ambrogio-Donati

VERLAG Das Magazin

Werdstrasse 21, Postfach, 8021 Zürich
Telefon 044 248 41 11

Leitung Nutzermarkt:

Marc Isler

Leitung Abo-Service:

Aranzazu Diaz

Goldbach Premium Publishing AG:

Philipp Mankowski (Managing Director)
Adriano Valeri (Director Client Sales)

Sales Administration Print:

Mara Grassi (Division Manager)

Anzeigen:

Goldbach Premium
Publishing AG
Seestrasse 39, 8700 Küsnacht
Telefon +41 44 248 42 30
anzeigen@dasmagazin.ch
www.goldbach.com

Trägertitel:

«Tages-Anzeiger»,
Werdstrasse 21, Postfach, 8021 Zürich
Tel. 044 404 64 64
abo@tagesanzeiger.ch;
«Berner Zeitung», Tel. 0844 844 466
abo@bernerzeitung.ch;
«Basler Zeitung», Tel. 061 639 13 13
abo@baz.ch;
«Der Bund», Tel. 0844 385 144
abo@derbund.ch

Nachbestellung:

redaktion@dasmagazin.ch

Ombudsmann:

Ignaz Staub, Postfach 318, 6330 Cham 1
ombudsmann.tamedia@bluewin.ch

Bekanntgabe von namhaften
Beteiligungen der Tamedia
Publikationen Deutschschweiz AG
i.S.v. Art. 322 StGB:

DZZ Druckzentrum Zürich AG,
LZ Linth Zeitung AG,
Tamedia Abo Services AG,
Tamedia Basler Zeitung AG,
Tamedia ZRZ AG,
Zürcher Oberland Medien AG

Ein Angebot von Tamedia





Ursula Blaser

DAS MAGAZIN N°12 — 2024

DAS MAGAZIN N°12 — 2024

Lara Studer

Katie Messerli

URSULA BLASER (62), Limpach BE

Verkäuferin
WOHNT allein
LEBT VON 3700 Franken

«Vor zwei Jahren war ich das erste Mal in meinem Leben in den Ferien. Ich bin zum ersten Mal geflogen, habe zum ersten Mal das Meer gesehen. Dafür habe ich jahrelang gespart. Das war nur dank meiner Beistandin möglich, sie hat für mich 100 Franken pro Monat auf die Seite getan. Neben der IV bekomme ich eine kleine Rente aus Deutschland, weil ich einige

Jahre dort gearbeitet habe. Wegen 300 Franken pro Monat habe ich keinen Anspruch auf Ergänzungsleistungen. Und ich bekomme nicht mal eine Prämienverbilligung! Es muss Grenzen geben, klar, aber es muss doch auch Spielräume geben. Aber ich verzage nicht. Ich sag immer: Jeder hat sein Päckchen zu tragen, ich hab halt einen grossen Rucksack erwischt.»

LARA STUDER (33), Hasle bei Burgdorf BE

Pflegeassistentin
WOHNT MIT ihren zwei Kindern
LEBT VON 3000 Franken

«Ich versuche, möglichst alles dafür zu machen, dass meine Kinder nicht merken, dass wir arm sind. Trotzdem gibt es Momente, wo ich sagen muss, das liegt nicht drin. Zum Beispiel wenn sie sich Schuhe für 50 Franken aussuchen. Wir unternehmen viel, aber ich halte die Ausgaben minimal. In die Badi gehen, das kann ich mir nicht regelmässig leisten. Aber dann ist es für meine Töchter ein richtiges Highlight.

Wenn sie Bilder von anderen Ländern sehen oder in die Ferien fliegen wollen, vertröste ich sie. Wir gehen auch in die Ferien, nur eben etwas anders. Ich lege 100 Franken pro Monat auf die Seite, aber weils

am Schluss vom Monat knapp ist, brauche ich sie oft auf. Also sehen Ferien für uns so aus: ins Kino gehen. Oder in einen Seilpark. Damit meine Tochter Reitunterricht nehmen kann, bekomme ich Unterstützung von der Winterhilfe. Ich will das ermöglichen, auch wenn ich jedes Jahr einen Stapel Unterlagen einreichen muss. Und 200 Franken drauflegen.

Wissen Sie, was ich nicht verstehe? Bei vielen Anlässen gibts Reduktionen für Senioren oder Studierende. Wieso nicht für Sozialhilfebezüger? Als alleinerziehende Mutter würde das viel ausmachen. Ich fühle mich wie in einem Käfig.»

KATIE MESSERLI (41), Bern

«Surprise»-Stadtführerin
WOHNT mit zwei Katzen und einem Hund
LEBT VON 1500 bis 2000 Franken, Miete und Krankenkasse werden von der IV übernommen

«Als Kind fehlte es mir materiell an nichts. Mein Vater verdiente sehr gut, meine Mutter arbeitete Teilzeit. Wir hatten ein Haus, fuhren jedes Jahr in die Ferien. Über Geld redeten wir nicht, so nach dem Motto: Geld hat man(n) und muss nicht darüber reden.

Als ich neun Jahre alt war, erlitt ich eine Gewalterfahrung. Damals gab es noch kaum Angebote für Missbrauchsoffer, und die Polizei empfahl meinen Eltern, nicht mit mir darüber zu sprechen. Um allein mit der Ohnmacht und den Schuldgefühlen, die das Trauma ausgelöst haben, klarzukommen, fing ich an, mich selbst zu verletzen.

Später wurde bei mir eine Persönlichkeitsstörung diagnostiziert, dazu kamen chronische Schmerzen. Ich musste IV beantragen. Wenn du als junger Mensch dort landest, wirst du den Stempel fast nicht

mehr los. Ich müsste sagen können, dass ich jeden Tag arbeiten gehen kann, dass ich über einen langen Zeitraum stabil bin. Aber das kann ich nicht garantieren. Ich weiss aber auch, dass ich in der Schweiz mit der IV einen gewissen Luxus habe, den ich woanders nicht hätte. In Amerika würde ich wahrscheinlich auf einem Karton liegen.»

SASCHA BRITSKO & URSINA HALLER sind
«Magazin»-Reporterinnen; sascha.britsko@dasmagazin.ch,
ursina.haller@dasmagazin.ch

Mitarbeit: CATHERINE COCHARD
ist Reporterin bei «24 Heures».

24

25



PHILIPP LOSER

Der Mittelstand steigt ab

Niemand wird in der Schweizer Politik so umgarnt wie der Mittelstand. Er steht, rhetorisch zumindest, im Zentrum allen Wirkens und Denkens unserer Politikerinnen und Politiker.

Wie sich ein politisches Geschäft auf den Mittelstand auswirken könnte, ist die entscheidende Frage in unserem politischen Prozedere. Angesichts dieser Bedeutung wird erstaunlich wenig darüber nachgedacht, wer eigentlich zu dieser Gruppe gehört. Denn: Eine exakte Definition gibt es nicht. «Wer am Wohlstand teilhaben kann, wer nicht das Gefühl hat, abgehängt zu werden – der zählt sich zum Mittelstand», sagt Daniel Lampart, Chefökonom des Schweizerischen Gewerkschaftsbundes. Das Bundesamt für Statistik verfolgt einen zahlenlastigen Ansatz. Wer sich in der Schweiz in der mittleren Einkommensgruppe befindet, gehört laut Definition des BFS zum Mittelstand. Gemäss der neusten Erhebung muss man dafür als alleinstehende Person einen monatlichen Bruttolohn zwischen 3970 und 8508 Franken verdienen (bei einem Paar mit zwei Kindern sind es zwischen 8338 und 17'867 Franken).

Das ergibt – zumindest im oberen Teil der Lohnspanne – ein Jahreseinkommen von mehr als 100'000 Franken. Bei dieser Grenze kommen Zahlen und Gefühle wieder zusammen. Wer in der Schweiz mehr als 100'000 Franken im Jahr verdient (so der total

vage und willkürliche Eindruck), der gehört dazu. Klassischer Mittelstand.

Nur ist diese magische Grenze im Moment ziemlich unter Druck. Der Verlust der eigenen Kaufkraft (Miete, Krankenkassen, Strom, Lebensmittel, überhaupt die Teuerung) ist das eine. Die Diskussion zur 13. AHV-Rente hat zudem den Blick auf die Situation nach dem Erwerbsleben frei gemacht. Dort ist die Lage dramatisch.

Laut dem neusten Pensionierungsbarometer des Vermögenszentrums VZ (auf den Markus Brotschi von der Bundeshausredaktion kürzlich hingewiesen hat) erhält man mit einem Jahreseinkommen von 100'000 Franken aktuell eine Ersatzquote von rund 53 Prozent. Übersetzt: Von den 100'000 Franken im Jahr bleiben nach der Pensionierung noch 53'000 Franken. Die Rentnerin oder der Rentner erhält also 4400 Franken im Monat (Pensionskasse plus AHV). Zieht man davon noch die Steuern ab, die je nach Kanton nicht unbeträchtlich sind, kommt man auf einen Betrag, der in etwa dem Grundbedarf entspricht, der von AHV und Ergänzungsleistungen abgedeckt werden müsste.

Das bedeutet: Ob man fünfzig Jahre lang gearbeitet hat (für einen anständigen Lohn) oder nicht, zum Leben bleibt danach gleich viel übrig. Oder eher: gleich wenig.

Das ist eine Entwicklung, die schon Jahre andauert. Natürlich kann man einwenden, dass viele Rentnerinnen und Rentner in ihren Einfamilienhäusern sitzen und wenigstens keine Miete mehr bezahlen müssen. Stimmt schon. Für die aktuelle Generation. Für die nächste stimmt es allerdings nicht. Eine Untersuchung der Immobilienfirma Betterhomes hat kürzlich aufgezeigt, dass in der Schweiz nur noch drei Prozent aller Haushalte genügend Einkommen haben, um sich ein durchschnittlich teures Haus kaufen zu können. Drei Prozent!

Wohneigentum ist zu einem Privileg der Reichen und der Erben geworden. Auch das ist keine Neuigkeit. Neu ist, dass all diese Faktoren – das teure Leben, das Immobilienproblem, die Rentensituation – auf einen viel grösseren Teil der Bevölkerung einen direkten Einfluss haben als früher.

Man könnte fast sagen: Sie haben einen direkten Einfluss auf den Mittelstand.

Und wie hat es Daniel Lampart von der Gewerkschaft formuliert? Wer am Wohlstand teilhaben kann, wer nicht das Gefühl hat, abgehängt zu werden, der zählt sich zum Mittelstand. Hier gerät offensichtlich gerade etwas ins Rutschen. Der Instinkt der Politik, den Mittelstand ins Zentrum ihres Tuns zu stellen, ist darum schon richtig. Es müsste einfach mehr als nur rhetorisch sein.

PHILIPP LOSER
ist Redaktor des «Tages-Anzeiger».



NADINE JÜRGENSEN

Wenn alle Männer Teilzeit arbeiten würden

In der letzten Kolumne ging es um den Wunsch, das Pensum zu reduzieren. In einer Swiss-Life-Studie gaben insbesondere die befragten Männer an, sie würden gerne weniger Erwerbsarbeit leisten. Diesen Gedanken möchte ich gerne nochmals aufnehmen.

Angenommen, Männer wären auf einmal alle reduziert erwerbstätig – es hätte wirtschaftliche Folgen, die nicht zuletzt unsere Renten betreffen. So hält die Ökonomin Monika Bütler fest: «Unser Steuer- und Transfersystem ist zurzeit ausgelegt auf kinderlose Menschen, die Vollzeit arbeiten; und auf Familien, bei denen nur ein Elternteil in einem hohen Pensum arbeitet.» Hier müssen wir ansetzen.

Männer reagieren noch häufig so, wie es das System will: Sie leisten ihren Job als Versorger. Es ist ihnen eigentlich kein Vorwurf zu machen, sie verdienen nach wie vor das Geld für jene Menschen, die unbezahlte Betreuungs- und Pflegearbeit leisten – und das waren bisher meistens die Frauen.

Doch viele Menschen verhalten sich nicht mehr so, wie es das System vorsieht: Sie heiraten nicht oder sind geschieden. Nur werden geschiedene Frauen, Alleinerziehende und Menschen, die sich nicht zu vollständig ins Erwerbsleben integrieren lassen, im System ungenügend erfasst. Sie sind nicht selten von Armut betroffen.

Im heutigen System ist es zudem nicht vorgesehen, dass in einer Ehe ein zweites Einkommen dazukommt. Ein solches zusätzliches Einkommen wird von Steuern, Sozialabgaben und den Kinderbetreuungskosten mehrheitlich wieder aufgefressen. Dazu kommt der Stress der Doppelbelastung. Das Resultat kennen wir alle: Meistens kündigt die Mutter den Job – und damit ihre finanzielle Unabhängigkeit.

In einer idealen Welt könnten Väter wie Mütter ihr Pensum reduzieren und sich die Betreuungsarbeit besser aufteilen. Nicht nur aus einer ökonomischen, sondern auch aus einer menschlichen Sichtweise macht es Sinn, die Erwerbsarbeit gleichmässiger aufzuteilen: Väter hätten mehr Zeit für ihre Kinder, und Mütter wären finanziell weniger abhängig.

Es mangelt jedoch an selbstbestimmter Zeit. Die Philosophin Lisa Herzog schreibt in ihrem Buch «Freiheit gehört nicht nur den Reichen – Plädoyer für einen zeitgemässen Liberalismus», dass es möglich wäre, dieses System flexibler zu gestalten, indem man etwa eine selbst gewählte Steuerung der Arbeitszeit (zwischen 50 und 100 Prozent) einführt oder im Job eine Weile lang auszusetzen darf (ohne dass man dann gleich als «altes Eisen» betrachtet wird).

Eine derartige Flexibilisierung würde Zeit schaffen, etwa für die Gründung einer Familie oder für eine Ausbildung. Dazu braucht es nicht nur Anpassungen in der Arbeitswelt, sondern auch im Sozialversicherungssystem. Das wäre ein Ansatz für mehr

Gerechtigkeit in einer sich verändernden Gesellschaft – für Männer wie für Frauen.

NADINE JÜRGENSEN ist Juristin und Mitgründerin der Finanzplattform elleXX.



BRIEF AN MEINE MUTTER

RONJA FANKHAUSER

Die Familie als Gefängnis

Hey Mama,

du hast einen Kalender, auf dem du einträgst, wann wir Zeit mit der ganzen Familie verbringen. Sie sind dir wichtig, diese Momente, in denen wir alle beieinander sind – du, Papa, meine ältere Schwester, mein jüngerer Bruder und ich. Schliesslich gehören wir zusammen, bilden eine Einheit, eine Bilderbuchgeschichte: zwei Eltern in einer Liebesbeziehung, verheiratet, drei biologische Kinder, weisser Mittelstand. Die Art von Familie, die im Zoo Rabatt kriegt und in Waschmittelwerbefilmen auf unnatürlich grünem Rasen picknickt.

Es ist ein Modell, das sich in der Schweiz auf gesetzlicher und sozialer Ebene als Norm verankert hat und als ultimatives emotionales und ökonomisches Auffangnetz dient. Wo sich in anderen Zeiten und Kulturkreisen auch Nachbar:innen, entfernte Verwandte und Freund:innen umeinander kümmern, sind diese Netzwerke der Fürsorge im Westen seit der Industrialisierung zusammengeschrumpft.

Entstanden ist die Kleinfamilie, ein privater Schutzraum, in den sich

Aussenstehende nicht einzumischen haben. Sie soll ein Ort der bedingungslosen Liebe sein, und während sie das für manche tatsächlich ist, kann sie durch ihre Unantastbarkeit auch zum Gefängnis werden. Patriarchale Geschlechterrollen werden reproduziert, Gewalt wird verschwiegen oder normalisiert. Die Angst, die eigene Familie – und damit fundamentale finanzielle und soziale Absicherungen – zu verlieren, hält viele Menschen in missbräuchlichen Verhältnissen gefangen.

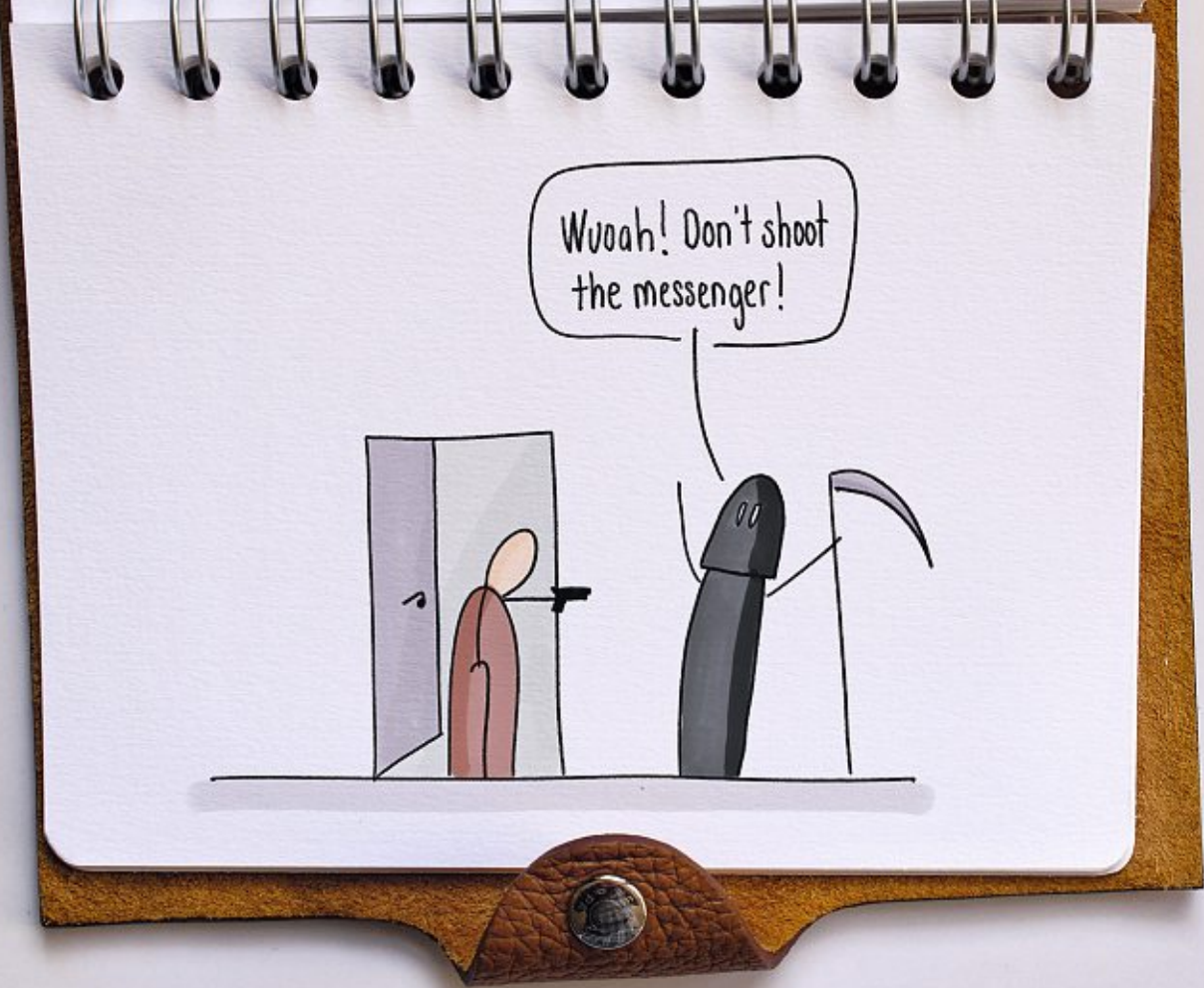
In der Stadt habe ich eine zweite Familie, eine, die ich mir selbst ausgesucht habe. Hier ist Liebe nicht an Blutsverwandtschaft oder juristische Abmachungen gebunden, sie ist eine freie Entscheidung. Wir teilen Routinen, Räume, Ressourcen und Träume. Kinder von der Kita abholen, Papiere zum Migrationsamt bringen, einander ins Krankenhaus begleiten, gemeinsam kochen, putzen, streiten.

Solche Gemeinschaften sind keine Utopien, sondern komplexe Lernprozesse, oft anstrengend und konfliktreich, aber bereichernd und notwendig. Sie wachsen dort, wo Staat und Kleinfamilie versagen, an den Rändern und in den versteckten Winkeln der Gesellschaft. Die meisten Menschen in meiner Wahlfamilie haben keinen oder nur bruchstückhaften Kontakt zu ihren Erzeuger:innen, sie wurden missbraucht, vernachlässigt, verstossen. Vielen fehlt aufgrund ihres Asylstatus der Zugang zu Sozialversicherungssystemen – alles, was sie haben, ist einander.

Es heisst, Blut sei dicker als Wasser. Das glaube ich nicht. Wir müssen lernen, Gemeinschaft, Verbindung, Liebe und Solidarität auch ausserhalb biologischer Verpflichtungen zu üben. Ich will das Konzept von Verwandtschaft neu denken: den Begriff erweitern, vergrössern, diversifizieren. In dieser neuen Definition gehörst auch du immer noch zu meiner Familie, Mama – aber auch all die anderen Menschen, mit denen ich mein Leben teile.

Bis bald,
Ronja

RONJA FANKHAUSER wuchs auf einem Bauernhof auf. Hier schreibt sie ihrer Mutter aus dem Stadt-Land-Graben.



KROGERUS & TSCHÄPPELER

WAS PASSIERT, WENN NIEMAND DEN MUND AUFMACHT

Nokia, für die Jüngeren unter uns, war mal der Weltmarktführer im Mobilfunkbereich. Auf dem Höhepunkt stand Nokia für 4 % des Bruttoinlandproduktes und 21 % des Auslandsexports Finnlands.

Und dann verschliefen die Finnen die Entwicklung des Smartphones.

Eine Frage, die Sie niemals beim Nachtessen einem Finnen stellen sollten: Warum? Denn die Erklärung für Nokias grandiosen Absturz ist schmerzhaft. Die Forscher Timo Vuori und Qui Huy fanden heraus, dass Nokia an einer Kultur der Angst litt: Das mittlere Management hatte Angst, schlechte Nachrichten an die Kader zu leiten, weil es fürchtete, gefeuert zu werden. Die Kader ahnten die Probleme, hatten aber Angst, die Erwartungen der Topkader nicht zu erfüllen, und berichteten ausschliesslich positiv nach oben. Die Topkader glaubten bis zuletzt, ihre Entwickler seien auf Augenhöhe mit Apple.

Erklären kann man dieses Verhalten mit dem MUM-Effekt. MUM steht für «Minimizing Unpleasant Message», also den Versuch, möglichst keine negativen Nachrichten zu vermelden oder sie zu verwässern. MUM gibt es top-down und bottom-up.

Top-down: Nehmen wir als Beispiel Eltern, die versuchen, ihrem Kind schlechte Nachrichten vorzuenthalten («Mama und Papa haben sich ganz doll lieb, auch wenn sie gerade nicht miteinander reden»). Man will dem Kind das Unglück vorenthalten. Der Denkfehler: zu glauben, dass das, was ist, nicht ist, wenn man es einfach nicht kommuniziert.

Bottom-up: Wir trauen uns nicht, dem Vorgesetzten eine schlechte Nachricht zu überbringen, aus Sorge, dass wir für das Problem verantwortlich gemacht werden. «Shooting the messenger», sagt man im Englischen und meint damit die Bestrafung des Überbringers schlechter Nachrichten. Der Denkfehler: zu glauben, man werde verschont, wenn man keine schlechte Nachricht vermeldet.

Wie überwindet man den MUM-Effekt? Er lässt sich nur von oben nach unten verändern. Einem Kind darf man ruhig die Wahrheit zutrauen. Unternehmen wiederum müssen ihre Angstkultur aufbrechen. Das macht man nicht, indem man Angestellte dazu ermuntert, Kritik zu äussern. Man ändert eine Angstkultur, indem man, wenn man kritisiert wird, dankbar reagiert. Und das für alle sichtbar macht.

GUTEN (Z)MORGEN ALLERSEITS



Wie man mit einem sehr gesunden Müesli oder ein paar möglicherweise nicht ganz so gesunden Croissants glücklich wird – und dabei Foodwaste vermeidet.

Es gibt in der Früh ein paar Rituale, die allen Bewohnern eines Hauses Freude machen. Eines könnte zum Beispiel sein, das ideale Müesli zuzubereiten, während alle anderen noch schlafen. Dafür verwende ich kleinblättrige Haferflocken und ein bisschen Haferschrot als Cerealienbasis. Da es derzeit an ausgewählten Orten jungen Ingwer zu kaufen gibt, beginne ich die Zubereitung der Früchte mit dem feinen Würfeln von zwei, drei dünn geschnittenen Scheiben Ingwer, die dem Müesli eine fruchtig scharfe Saftigkeit verleihen. Der Ingwer mischt sich ideal mit dem geriebenen Apfel und der in kleine Stücke geschnittenen Banane, ohne die ich niemals ein Müesli zubereite.

Dazu kommen Früchte, die mir beim Gemüsehändler gefallen haben, Himbeeren, Heidelbeeren, in diesem Winter auch oft Mandarinen, deren Saison aber inzwischen leider vorbei ist. Ausserdem verwende ich keine Milch mehr fürs Müesli, sondern eine Mischung aus griechischem Joghurt und Wasser, macht mehr Spass. Manchmal darf auch ein Spritzer Schlagrahm dazu, was für Cremigkeit sorgt, eine Textur, die für Sonntagvormittage ideal geeignet ist. Am Schluss wird das Müesli mit Zitronensaft und Agavensirup abgeschmeckt. Die Kontraste von süss und sauer dürfen ruhig kräftig sein, das weckt auf. So ein Frühstücksmüesli sorgt nicht nur bei allen anderen Teilnehmern des Frühstücks für leuchtende Augen, sondern auch bei mir selbst.

Andere Möglichkeit: Aufstehen, anziehen und Gipfeli holen gehen. Ein Korb voll frischer Croissants in der Mitte des Frühstückstischs ist ein fast so guter Stimmungsaufheller wie eine frisch gefüllte Tüte Glace. Die Croissants ver-

strömen ihren gewinnenden, süssen Duft, sie gehören zu den Lebensmitteln, die man zu Hause niemals so gut hinkriegt wie der Bäcker – und nein, ich werde jetzt keine Liste von besseren und schlechteren Croissants publizieren, weil es zum Zauber des Sonntagmorgens gehört, die Croissants am besten verfügbaren Ort zu besorgen – und das ist der nächste Quartierbäcker, der am Sonntag offen hat.

Croissant, Butter, Konfitüre. Tee oder Kaffee. Viel mehr braucht es nicht für zufriedene Gesichter.

Allerdings kommt es manchmal zu Kollateralschäden. Ich neige zum Beispiel dazu, mehr Croissants einzukaufen, als irgendjemand essen kann, weil mir der grosszügig bestückte Brotkorb so viel Freude macht.

Nun neigen Croissants dazu, schon wenige Stunden nach ihrem Idealzustand – federleicht, süss und mit Grandezza die eigenen Brösel über Tisch und Mensch und Tier verteilend – in einen anderen, wesentlich weniger erfreulichen Zustand überzugehen. Sie werden zuerst ein bisschen zäh, streifen ihre Leichtigkeit ab und verwandeln sich mit der Zeit in einen harten Klumpen Teig, in ein gebrochenes kulinarisches Versprechen. Von hier bis zum Abfalleimer kann der Weg verdammt kurz sein.

Nicht erst im Kontext dieses Heftes habe ich mich daran erinnert, welch wundervolles Wochentagsabendessen man aus altbackenen Croissants (oder auch Weissbrotscheiben) zubereiten kann. Je zäher der Gipfel, desto besser. Denn wir verwandeln ihn jetzt in eine Fotzelschnitte.

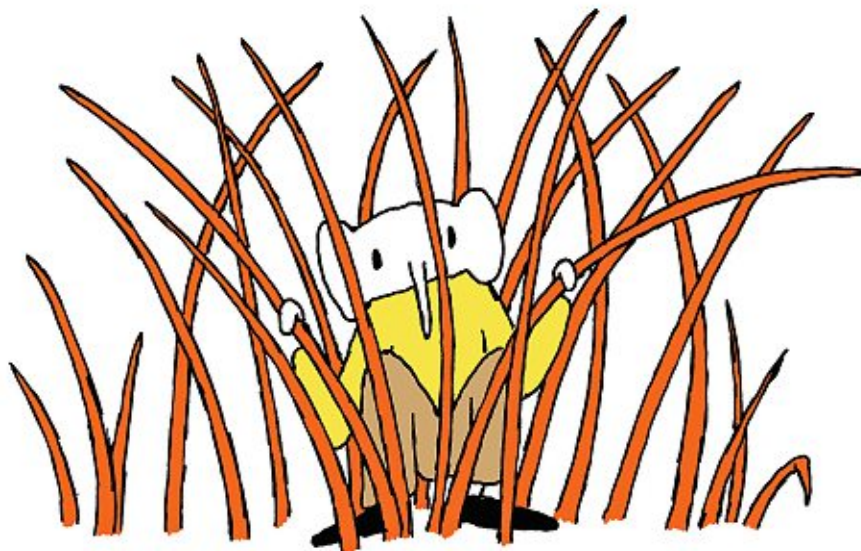
Wir brauchen 2 *altbackene Croissants*, in etwa 1,5cm dicke Scheiben geschnitten, 2 *Eier*, 200 ml *Schlagrahm* (oder Milch), 1 TL *Zucker*, 1 *Prise Salz* und 3 EL *Butterschmalz* zum Herausbacken.

Eier, Schlagrahm, Zucker und Salz mit dem Schneebesen verquirlen und in eine weite Schüssel geben. Die Croissantscheiben in den Eierrahm geben und von beiden Seiten vorsichtig andrücken, bis sie gut mit der Flüssigkeit überzogen sind. Sie sollen ein bisschen was davon aufgesaugt haben, aber noch nicht völlig durchtränkt sein.

Jetzt die Beilagen für die Fotzelschnitten zubereiten. Das kann, maximal einfach, etwas Zucker sein, der mit Vanillesamen verrührt wird, ein paar Löffel Ricotta, die mit Himbeerkonfitüre zu einer Creme verrührt werden, ein Schüsselchen mit Obstsalat oder ein paar Löffel Apfelmus, selbst zubereitet oder aus dem Glas. Lassen Sie sich ruhig etwas einfallen.

Butterschmalz in einer grossen Pfanne auf mittlerer Hitze schmelzen und die Fotzelschnitten mit etwas Abstand zueinander hineinlegen. Es gilt jetzt, sehr vorsichtig zu sein und den richtigen Moment zu erwischen, in dem die Croissantscheiben eine ganz wunderbare goldgelbe Farbe angenommen haben, sie dann umzudrehen und das Spiel zu wiederholen. Anschliessend die Fotzelschnitten auf einem vorgewärmten Teller anrichten, zuckern und samt Beilage sofort verspeisen. Zartheit und Duft sind zurück, und Sie werden beim nächsten Mal Gipfeli holen noch eins mehr einstecken, wollen wir wetten?

ECHO VOM NEBENHODEN



Man musste die Ohren nicht spitzen, um das Gespräch der zwei Männer mitzubekommen, abends in einer Bar. Sie waren wohl nach Feierabend direkt aus dem Büro gekommen und sitzen geblieben, steckten noch in ihrer Uniform, die auf mittleres bis gehobenes Finanzkader schliessen liess. Der Inhalt ihrer Gläser hingegen war eindeutig: Negroni.

«Hast du gelesen? In der Zeitung?», fragte der eine. «Was?», entgegnete der andere. «Da war ein Bericht von einer Mutter und ihrer Tochter, zwei Künstlerinnen», sagte der eine und hob beide Hände, seine Finger versahen das Wort «Künstlerinnen» pantomimisch mit Anführungszeichen. «Diese «Künstlerinnen» produzieren Vulvas aus Glas». – «Was aus Glas?» – «Vulvas. Oder Vulven. Oder Vulvi! Ich weiss nicht, weibliches Geschlechtsteil im Plural halt. Aus Glas.» – «Warum?» – «Kunst! Schmuck! Du kannst dir eine um den Hals hängen oder ans Revers stecken. Kosten vierzig Franken. Es gibt auch Riesenvulvas für an die Wand. Die sind natürlich teurer.»

Der andere schürzte die Lippen, zuckte mit der Schulter, ganz im Sinne von: Was es nicht alles gibt auf dieser Welt. Er sagte: «Ist doch mal was anderes. Wäre allerdings eher schwierig, wenn ich mir so ein Ding zu Hause aufhängen wollte.»

«Frauen können so was machen. Aber stell dir vor, ich würde mit meinem Sohn Glaspennisse herstellen. Stell dir vor, ich hätte einen Glasschwanz an einer Kette um meinen Hals baumeln. Meinst du, die Zeitung würde drüber schreiben? Meinst du, das käme gut an? Oder einen Hodensack – aus Walnussholz gedrechselt?!»

«Das könnte ich mir gut vorstellen. Ein handpolierter Hodensack aus Walnussholz. Als Handschmeichler. Für den Hosensack.» – «Oder im Büro auf dem Pult – ein Riesentestikel aus Marmor!»

Die beiden lachten.

«Und dann der Jodelchor, der im Bundeshaus auftrat, am Tag der Frau, weisst du, wie der heisst?»

Der andere schüttelte den Kopf.

«Echo vom Eierstock.»

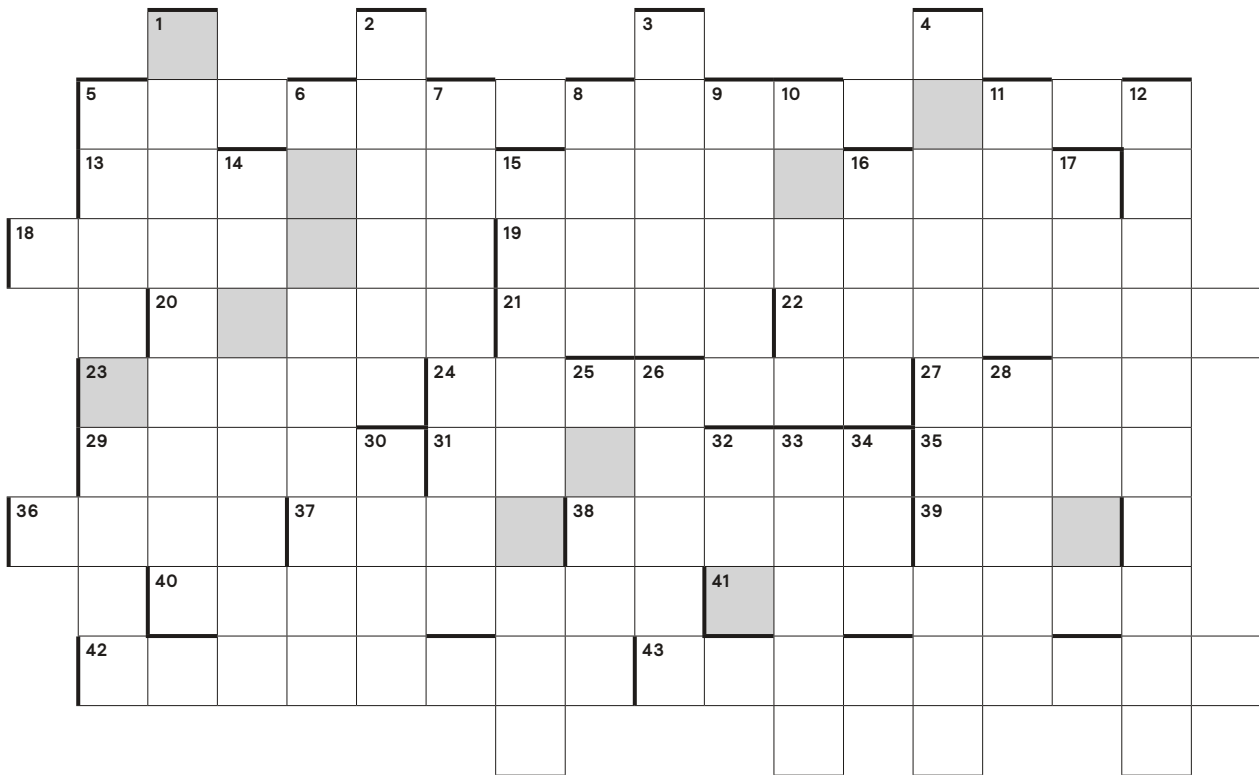
«Dann gründen wir das Echo vom Nebenhoden», sagte der andere, «oder das Echo vom Samenleiter!» – «Echo von der Prostata», erwiderte der eine und hob die Hand mit ausgestrecktem Zeigefinger: «Apropos!», fügte er hinzu, «ich muss dringend schiffen.» Er stand auf und verschwand.

Als er nach einer Weile zurückkehrte, trug er einen Ausdruck der Glückseligkeit auf seinem Gesicht, wohl um zu verdeutlichen, dass er eben die Erleichterung der Erleichterung erlangt hatte – und aber auch schon mehr als einen Drink intus hatte. «Den Ladykiller haben sie ja auch von der Karte genommen», sagte der Erleichterte, als er sich auf seinen Sitz plumpsen liess.

«Den was?» – «Ladykiller. So hiess ein Cocktail. Legendar. Ging politisch wohl nicht mehr.» – «Wie so vieles!», ergänzte der andere. Und der eine echote, es klang etwas melancholisch mit einem Schuss Bitterkeit: «Wie so vieles...»

Dann schwiegen sie. Der eine blickte in sein Glas, als suchte er dort nach dem Schlüssel zu einer Pforte zurück in die Zeit, als der Ladykiller noch auf der Karte der Bar stand und alles noch anders war. Doch er fand scheinbar nichts als Leere mit schmelzenden Eiswürfeln drin. Also winkte er den Kellner herbei. «Nochmals dasselbe», sagte er, sein Finger beschrieb einen Kreis über den leer getrunkenen Gläsern. Und als die neuen Drinks serviert waren, der weiss livrierte Kellner wieder verschwand, hoben die Männer ihre Gläser und prosteten sich zu.

Ganz so, als wären sie die letzten ihrer Art.



LÄSST DIE KASSEN DER OPEC-MITGLIEDER KLINGELN
Die Lösung ergibt sich aus den grauen Feldern waagrecht fortlaufend.



WAAGRECHT (J + Y = I): 5 Ist desaströs für Umwelt- und Umfeld.
13 Sorgt, wertschätzend bewertend, für laufenden Band. 18 Ihm gehts, mit Vater verbandelt, nicht an den Kragen. 19 Verschwand mit der Zeitenwende aus den Politagenden. 20 Intellekt, wenn er nicht in der Schnapsflasche steckt. 21 Erhöht den Absatz und wäre gesteigert ein Schwein. 22 Lädert, trotz inkludiertem Langohr, den Regenschirm nicht. 23 Die, in der Unglückszahl integriert, stimulieren. 24 Gehetzt à la Godard-Meisterwerk. 27 Nach den Faschos nahm Riefenstahl sie ins Visier. 29 Anders genannt liefe die Katze auf hiesigen Filmpreis hinaus. 31 Menschenrechtlose Minorität im Reich der Mitte. 35 Was der King am Dee zeigt, klingt hier wie nimmer. 36 Aus einem Zusammensetzungsspiel zusammengesetzter Osteuropäer. 37 Benamst den Wicht in Hauffs Geschichte. 38 Sowohl Miniaturplanet an der Themse als auch Theater ebenda. 39 Racketschwingerin Teichmann klingt wie Frau Biden. 40 Wildwuchsbekämpfung, die – trallala! – angeblich lustig ist. 41 Im Partizip ein guter Tipp, seine Mittagspause zu verbringen. 42 Eine für Autospengler famose Prognose. 43 Gehört, schulterbreit, auf dem Centre Court zur explosiven Beinarbeit.

SENKRECHT (J + Y = I): 1 Der Gefangene von Minos war ihr glückloser Pionier. 2 Italienische Stadt, die sagenhafte Kriegsgurgel in sich hat. 3 Ist, gegeben von Clint, mit dreckig liiert. 4 Darin lagert vor Äonen Angesehtes. 5 Wird beim Austreten besetzt, vielleicht auch aufgesetzt. 6 Experten für Verfassungsbeschwerden. 7 Bleibe für Brüder oder Schwestern, eingangs mobil. 8 Gerät unter Druck und wäre, mit Hohlmass, ein hiesiger Blödmann. 9 Hat Hells Angel am Rücken, eine im Einer im Griff. 10 NEAT-Passant in Airolo. 11 Der nominell Fromme war Eugenio Pacellis Alias-Wahl. 12 Mister aus der Werkzeugkiste. 14 Ist, indirekt, mitverantwortlich für Banksys Werk. 15 Bedachtes Vorgehen – taten Mozart und Bach. 16 Wurde am Nil verehrt – vice versa auch an der schönen Blauen. 17 Mundwerksabotage der drastischen Art. 25 Fürs Grundeinkommen sorgende Vorbereitungsarbeit. 26 Gotthelf-Gestalt ist bei diesen Schleppern zentral. 28 Was die UNO-Nationen in Dijon sind. 30 Eine alte Geschichte – wäre gezähnt nach Punktegewinn. 32 «Sailing»-Sänger ist bei einem Hobbit Herzstück. 33 Bei Schiller für den Infanten unglücklich Entbrannte. 34 Was hier Abfuhr, ist im Westen Jahresende.

LÖSUNG RÄTSEL N° 10: VANDALENAKT

WAAGRECHT (J + Y = I): 5 VAMPIRFLEDERMAUS. 13 VULNERABILITAET. 18 DAMENFAHRRAD. 19 (Welt-)ERBE. 20 FELSIG (engl.: rocky). 22 FUMOIR. 23 EIGER (Mönch). 24 MITNEHMEN. 27 GURGEL. 28 TEEEI. 30 BANN. 31 ZESTEN. 34 KOT. 35 RIGA, von hinten: agir (franz. für handeln). 36 RODEN (rodent = engl. für Nagetier). 37 DANAË. 38 Warte, LUEGE, lose, laufe. 39 (B)ESTEN. 40 TON (engl. für Tonne). 41 LUIK, Anagramm: Kuli. 42 MUELLTONNE. 43 CLINTON.

SENKRECHT (J + Y = I): 1 Ali in CAVALIERE. 2 KINN(-haken). 3 BELARUS. 4 HAARGENAU. 5 VADEMECUM. 6 PLEIN (franz. für voll). 7 REFF. 8 LAHM, Anagramm: Mahl. 9 DIRIGENTEN. 10 Honey RYDER («James Bond – 007 jagt Dr. No»). 11 UEBELKEIT. 12 STEREOSKOP. 14 UMSTEIGEN. 15 RAUMNOT. 16 BRONZEN. 17 TEIG. 21 GEBÄELK. 25 HARST. 26 ENDEN (Cervelat-Prominenz). 29 IGEL, Anagramm: Giel. 32 TAN (engl. für Sonnenbräune). 33 ENLIL. 37 DOC Holliday.

Sonntags wärmen wir
uns an hitzigen Debatten.



SonntagsZeit zum Hinschauen
hinschauen.sonntagszeitung.ch